

und mithin selber ein Mönch ist, und er würde seine Ablehnung vielleicht in die wohlwollende Rücksicht auf den Verfasser wideln, der ja durch diesen von ihm gewählten Stoff als ein Klosterbrüderlich veranlagter Mensch erscheinen und dadurch in seinem Ansehen leiden könnte. Wenn dies auf Grund veränderter Neigungen und Anschauungen wirklich der Fall wäre — und wenn die Wahl eines solchen Stoffes wirklich dem Verfasser schaden könnte — so ginge doch die eine Voraussetzung zu solch wohlwollender Rücksicht vollkommen irre. Ich hatte in meinem Leben nie die geringste Neigung zum sogenannten gemeinsamen Leben in irgend einer Form und zu einem von den drei Mönchsgelübden bestimmten Leben, und an jenem Norbert zog mich dies aufs stärkste an, daß er ein edler Franke und ein großer Latmensch war. Nicht meinen Freunden, die dieser Belehrung nicht bedürfen, sondern der großen Zahl jener, denen es schwer fällt das von ihrem eigenen Wesen und Streben abweichende Große zu verehren, diesen also möchte ich sagen: wer heute als Mann der Willens- und Tatkraft den Staat, die Arbeit, die Wirtschaft oder auch die Bildungsbestrebungen in neue Bahnen lenkt, der hätte vor 700 Jahren — einen Orden gestiftet. Pestalozzi hätte um die Mitte des 8. Jahrhunderts die Klosterschule von Fulda ins Leben gerufen; und — um noch auf andersbegabte Menschen hinzusehen — Ludendorff hätte im 13. Säkulum ein frommes Kreuzheer durch die Gebirge wüst und leer hinabgeführt „ins heilige Land, ins Palmenland, wo des Erlösers Kreuz einst stand“, und hätte es, nach einer Niederlage am See Liberias, mit genialer Feldherrnkunst glücklich wieder in die Heimat zurückgebracht ... Wen die Natur zu einem Kerl geschaffen hat, der wurde einst im Mönchshabit eben so groß, wie er es heute im Kleid des Alltags oder in irgend einer Uniform werden kann. Und dieses Latmenschentum verehere ich auch in dem Prämonstratenser Norbert, Grafen von Gennep (seine Heimat liegt übrigens drunten in der Nähe des Niederrheins, unfern von der Mündung der Riers in die Maas, heute jenseits der reichsdeutschen Grenze, auf holländischem Gebiet.)

Jenem wissenschaftlichen Vortrag nun sollten im Lauf der Jahre noch viele andere folgen; und es blieb ja nicht bei den wissenschaftlichen. Die Lust am gesprochenen Wort war angeboren: nicht eben die Lust am Plaudern, am allerwenigsten die Neigung und Befähigung zur Pictischberedsamkeit — sondern die Lust an der Rede. Man hat mir erzählt, daß ich als kleiner Kerl auf Pabentische hinaufgehoben wurde und von dort, zur Ergötzung der Kunden, eingelesene, unverstandene Gedichte vortrug. Kleinkindertram, jawohl; aber doch insofern nicht ganz belanglos, als es sich hier nicht um eine utrahnenhafte, vorübergehende Entwicklungsstufe handelte, die für das spätere Leben bedeutungslos blieb, sondern um eine dauernde Grundanlage. In der höheren Schule stand ich demnach Jahr um Jahr bei den Schulfesten droben auf der Vortragsbühne, und sprach sonst der Wohnstube daheim wie dem andächtig horchenden Wald mit fanatischem Eifer schöne Gedichte vor. Ich erinnere mich auch sehr auf das Ereignis, das mir in ungeahnter Weise kläglich die volle Schönheit der deutschen Muttersprache eröffnete. Was war es? War nichts anderes als ein Abend Ernst Possarts im Stadttheater mit der Wiedergabe von Gedichten Schillers. Ich weiß, daß man nachher in Kreisen, die die „literarische“ Art des Vortrags pflegen wollten, über Possarts Art geringschätzig sprach; auch sonst redete man alles mögliche über ihn — was kümmert's mich? Nicht diese Literaten haben mir die Größe, den Glanz

und die Pracht meiner Muttersprache gezeigt, sondern jener. Ich hatte vorher schon die Aufforderung unseres Landsmanns Friedrich Rückert an die Muttersprache gelangt: „Stürme, rausche, lispel und säusle, Zimtre, glätte, hau' und meißle“; aber ich hatte nicht sicher gewußt, ob sie das auch könne. Jetzt, nach diesem Balladenabend, wußte ich: in unserer Sprache lebt der Hauch des Windes, das Lispeln der Blätter, das Rauschen des Meeres, das Dröhnen der Glocken, das Rollen des Donners. — Von der Wiedergabe fremder Schöpfungen war, sobald die Reife der Jahre dies ermöglichte, nur ein sehr kleiner Schritt zur selbstgeformten Rede: zur Festrede. Ja, es gab eine Festredezeit meines Lebens, und ich habe selbst schon über sie gelächelt. Festredner: das ist einer, der bei festlichen Anlässen die Gefühle der Zuhörer ihnen selbst deutlich zu machen hat, wobei ein bißchen Belehrung mit einfließen kann; ein Mann, der auf dem Weg zum Pult das unentbehrliche Hand- oder Maschinengeschriebene aus der Tasche oder Altkennmappe hervorzieht und dann so deutlich Blatt auf Blatt wendet, daß die Hörer bestriedigt feststellen können: „Gott sei Dank, der Stoß wird dünner!“ — ein Mann, der nachher mit freudiger Pulsbeschleunigung in der Zeitung liest: „Den Höhepunkt des Festes bildete die großangelegte, formschöne, von Begeisterung getragene Festrede . . . wir werden die bedeutungsvollen Ausführungen im Wortlaut bringen.“ Ein solcher Mann war ich auch; aber ich preise es als ein Glück, daß ich Festreden halten durfte. Sie waren eine Entwicklungsstufe, die unter allen Umständen durchlaufen werden mußte. — Es ist auch ein Stück Heimat, wenn ich über diesen Gegenstand spreche. Ich will ja nicht Gemeinplätze wiederholen, deren Wahrheit die Jahrtausende nicht erschüttert haben, wie diesen: daß ledigen Endes nur jener Redner dauernde Wirkungen ausübt, dem man seine Worte glauben kann; sondern davon, daß die Art zu sprechen, die Art der Formung einer Rede für die Erkenntnis des Stammestums von Bedeutung ist. Wenn ein Kenner — selbst ein Franke — schon vor Jahren zwischen einer schwäbischen und einer fränkischen Art der Rede unterschied, so hat er in der Tat die zwei Hauptformen richtig gesehen. Der Schwabe „disponiert“ (entwickelt den Aufbau der Rede) nur notdürftig; es liegt ihm nicht sehr viel daran, wenn der Aufbau geradezu fragwürdig erscheinen mag; er ist nicht allzusehr drauf angewiesen, denn er wirkt nachher durch Schlaglichter, durch liebenswürdige, überraschende Einfälle, vielleicht auch durch Humor. Und dazu befähigt ihn die Gabe des löblichen Einzelworts, seit Gottfried von Straßburg als Eigentümlichkeit des alemannisch-schwäbischen Wesens bekannt. Anders der Franke. Ihm liegt die „Konstruktive“, die aufbauende Formung im Blut; sein Gehaltswille geht immer aufs Ganze. Er kann sich auch gar nicht auf gute Einfälle, auf „Bonmots“ verlassen, die man, ohne daß sie in der Handschrift stehen, aus dem Armele schüttelt; er muß solche Dinge schon bei der Vorbereitung finden. Daher sind fränkische Reden oft trodenener als schwäbische, aber sie sind ebenso oft auch harter, dramatischer im Aufbau und verlieren sich seltener in liebenswürdige Abschweifungen. Diese Tatsache sollte fränkischen Erziehern deutlicher sein als es wohl vielfach der Fall ist; sie würden sich dann hüten, eine ihren Schülern ohnehin im Blut liegende Neigung zu Tode zu reiten und würden die Erarbeitung von Auffassplänen vor allem dazu benützen, die Knochengeriüste mit dem saftigen Fleisch des noch unerworbenen Wissens und der fehlenden Gedanken zu umkleiden. Hier liegt einer der Fälle vor, in denen Stammespsychologisch, Stammes-seelen-